



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 17. AUGUST.

Vaterländisches.

Johann Maximilian Graf von Lamberg.

Johann Maximilian Reichsgraf von Lamberg, Freiherr von Ortenegg und Ottenstein, Herr auf Etockern und Amerang, Burggraf in Steyer, Obrist-Erblandstaatsmeister in Krain und der windischen March, Obrist-Erlandkämmerer zu Oesterreich im Lande ob der Enns, Ritter des goldenen Vlieses, kaiserl. Königl. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer und kaiserl. Obristhofmeister, war einer der ausgezeichnetsten österreichischen Staatsminister des siebenzehnten Jahrhunderts.

Er wurde geboren im Jahre 1608. Seine Aeltern waren Georg Sigmund von Lamberg, Freiherr von Ortenegg, und Johanna Herrinn von Scalla und Verona.

Nachdem er seine Studien vollendete, bereisete er Italien, Frankreich und Spanien, und redete die Sprachen dieser Länder alle so geläufig, wie die deutsche und lateinische, welche letztere er im größten Werthe hielt, da er sie als eine Universal-sprache betrachtete und immer im Munde führte.

Schon unter Ferdinand II., wie auch unter dessen Nachfolgern, war er Kammerherr. Er begleitete den römischen König Ferdinand III. auf seinen Feldzügen, und war mit ihm, als dieser im Jahre 1635 bei Nördlingen siegte, auf dem Schlachtfelde. Dann wurde er Hofrath, und diente bei den wichtigsten Unterhandlungen. Im Jahre 1637, als Ferdinand III. dem Reichstage zu Regensburg beiwohnte, ward er in den Reichsgrafenstand erhoben. Er wurde zu der Friedensunterhandlung in Münster bevollmächtigt, die er im Namen des Kaisers am 24. October 1646 zu Osnabrück geferriget hat.

Nachher wurde er kaiserl. wirklicher geheimer Rath und Obristhofmeister bei dem Erzherzog Leo-

polb (nachmaligen deutschen Kaiser.) Er begleitete als außerordentlicher Gesandter nach Wien die kaiserliche Braut Maria Eleonora von Mantua, dritte Ehegemahlinn Ferdinand des III. Am spanischen Hofe war er sieben Jahre hindurch kaiserl. Vot-schofter, und brachte die Vermählung der Infantinn Margarethe Theresia, Philipp des IV. Tochter, mit Kaiser Leopold I. im Jahre 1665 zu Stande. Philipp IV., König von Spanien, beehrte ihn mit Tison, und der Kaiser berief ihn aus Spanien zur Antretung des Obristkammeramtes. Tyrol fiel nach dem Absterben des Erzherzogs Sigmund Franz erblich dem Kaiser heim, und unser Lamberg begleitete ihn nach Innsbruck zur Erbhuldigung. Eine gleiche Ehre widerfuhr ihm, als der Kaiser die Infantinn Braut zu empfangen verreisete. Im Jahre 1675 beehrte er ihn und seine Nachkommen mit dem Obrist-Erblammeramte in Oesterreich ob der Enns, welches vorher die verloschene Familie der Herren von Fernberg begleitete.

Im nämlichen Jahre war er kaiserlicher Obristhofmeister, in welcher Würde er bis an seinen Tod verblieb, der am 12. December 1682 sein Leben endete. In seiner Nachkommenschaft glänzt jetzt das fürstlich Lamberg'sche Haus, welches von ihm die Maximilianische Linie genannt wird. Sie nahm das Wappen der Herren de Scalla und Verona in das Mittelschild des ihrigen auf. Der Aelteste derselben genießt auch das Präsentationsrecht zu einem Familien-Canonicate in der Laibacher Domkirche.

Mit seiner Gemahlinn Judith Rebecka Eleonora, Gräfinn von Würber und Freudenthal, erzeugte er eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Die gerechte Revanche.

Im Jahre 1815 war in Paris ein preußischer Officier in einem angesehenen Hause einquartiert,

dessen Familienhaupt unter Napoleon einen der höchsten Posten im Civildienste bekleidet hatte, jetzt aber in das Privatleben zurückgetreten war, — vielleicht nur des günstigen Augenblicks wartend, gleich so Vielen dem neuen Herrscher seine Dienste anzubieten.

Der Lieutenant von R*** wurde von der ganzen Familie, namentlich aber von den Damen des Hauses, mit der größten Artigkeit und Zuvoorkommenheit behandelt; man hatte ihm mehre höchst elegant möblirte Zimmer zur Wohnung angewiesen; jeden Morgen ließ man ihn fragen, wie viele Couverts er befähle, und brachte er einige Freunde mit zu Tische, so wurde er mit den feinsten Speisen, den köstlichsten Weinen bewirthet. Hatte er auf diese Weise alle Ursache, mit seiner Bewirthung zufrieden zu seyn, so wurde dagegen auch seine Artigkeit und Liebenswürdigkeit gepriesen, und zwischen Quarbiergebern und Einquartiertem herrschte das beste und vollkommenste Einverständnis.

So waren bereits nahe an vierzehn Tage verfloßen, während welcher die Damen den Lieutenant von R*** als den feinsten, artigsten, gesittetsten jungen Mann hatten kennen lernen; da ließ dieser eines Abends auf eine ungewöhnlich rauhe und barsche Weise für den nächsten Tag Punct drei Uhr ein Diner von zwölf Couverts verlangen und sagte zugleich, man solle alles auf das Eleganteste arrangiren, da es ein ganz besonderes, ihm sehr wichtiges Fest gälte. — Sein Wille sollte erfüllt werden, lautete die Antwort, und in der That erhielten Koch und Kellermeister die gemessensten Instructions zu einem ausgesuchten Mahle, obgleich die Damen ihre Verwunderung über die Art und Weise, wie ihr Hausgenosse seinen Wunsch ausgesprochen hatte, nicht ganz zu unterdrücken vermochten.

So erschien der nächste Tag; die Tafel war servirt, und strotzte von Silberzeug, das zwar von ziemlich altväterischer Façon, dafür aber so massiv und folglich werthvoll war, wie man es in unseren Zeiten nur noch selten findet.

Der Lieutenant von R*** war ganz gegen seine Gewohnheit schon am frühen Morgen ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt, obgleich die von ihm bestimmte Essenszeit heranrückte; indeß hoffte der Tafeldecker, daß er mit seinem Arrangement gewiß zufrieden seyn würde. Eben hatte es drei Viertel auf drei Uhr geschlagen, da stürzte der Lieutenant in das Haus, in das Speisezimmer.

„Weßhalb ist noch nicht aufgetragen!“ donnerte er den Tafeldecker an. „Hab ich nicht befohlen, daß ich um drei Uhr essen wolle?“

„Es ist noch nicht drei Uhr!“ entschuldigte sich der Tafeldecker, über diese Festigkeit des sonst so ruhigen Gastes ganz erschrocken.

„Infamer Hallunke, er räsonnirt noch,“ schrie der Lieutenant wie außer sich, zog den Säbel und gab dem Tafeldecker einige tüchtige Hiebe. „Gleich das Essen herbei!“

„Über die übrigen Gäste!“ stammelte der Tafeldecker, indem er sich scheu zurückzog.

„Gibt ihn das etwas an, wenn ich zu essen verlange,“ schrie der Lieutenant und schwang abermals den Säbel, daß jener entsetzt zur Thür hinausflog, und schon in der nächsten Minute mit der dampfenden Suppenschüssel auf den zitternden Armen wieder hereinkam. Der Lieutenant aß einen Löffel voll Suppe, schüttete aber dann das Uebrige unter Schimpfen und Fluchen über den „schlechten Fraß“ auf den Fußboden, obgleich die Suppe in der That der Kunst des Koches alle Ehre machte.

„Mehr Bedienung!“ gebot der Lieutenant, und als auf den Hilferuf des Tafeldeckers zwei Bediente herbeieilten, hielt er dem einen das Glas hin und commandirte: „Einschenken!“ Im Nu war sein Befehl erfüllt, aber kaum hatte er einen Tropfen gekostet, als er den übrigen Wein aus dem Glase dem Bedienten in das Gesicht schüttete, dann die Flasche ergriff und sie durch die Scheiben des Fensters hinunter auf den Hof warf. „Andern Wein! bessern Wein!“, donnerte er; „wie kann man sich unterstehen mir solchen Kräger vorzusetzen!“ — Zitternd und bebend sprang der Kammerdiener hinzu, ihm von einer feineren Sorte einzuschenken, aber er verworf auch diesen auf gleiche Weise, und die Flasche flog der ersten nach auf den Hof, und so noch eine dritte und eine vierte, bis er endlich an eine Sorte kam, die ihm zu munden schien. Er wurde nun zwar etwas ruhiger, indem er ein oder zwei Gerichte verzehrte, aber er schimpfte und fluchte doch noch in einem fort, legte auch den blanken Säbel neben sich auf den Tisch, indem er schwur, Jeden, der seine Befehle nicht augenblicklich befolgen würde, in Stücke zu hauen.

„Mein Bursche soll kommen!“ herrschte er einem der Diener zu, und gleich darauf trat ein alter, schnauzbärtiger Füseler, der Diener des Lieutenant's, ein, nach den Befehlen seines Herrn zu fragen. „Besorge einige Kisten,“ sagte der Lieutenant, „hole dir noch zwei oder drei Leute von der Compagnie,

und dann packt hier das Silberzeug, das Porzellan und Krystall ein!“

„Soll sogleich geschehen!“ erwiderte der Burfche, und ein freundliches Lächeln verbreitete sich über sein ganzes Gesicht, dem eine breite Narbe, welche sich von der Stirne über die ganze linke Wacke zog, nicht eben das lieblichste, wenn auch ein sehr kriegerisches Ansehen verlieh.

Bis hieher hatte die Dienerschaft des Hauses es noch nicht gewagt, der Herrschaft von der plötzlich ausgebrochenen Wuth des Gastes Rapport abzustatten; nun aber glaubte der Tafeldecker doch nicht länger schweigen zu dürfen, denn er hatte aus den Mienen und Bewegungen mehr als aus den Worten, den Befehl wegen Einpackung und Wegschaffung des Silberzeuges verstanden, und er schlich sich deshalb davon, um der gnädigen Frau Alles, was sich bisher zugetragen, mitzutheilen. Ganz erschrocken über das, was sie hörte, aber überzeugt, daß der Rausch des Lieutenants (denn als Wirkung eines solchen betrachtete sie dessen Benehmen) einen Mann von seiner Bildung die Galanterie gegen Damen nicht vergessen lassen würde, eilte sie hinüber nach dem Speisesaale, um den Wüthenden durch ihre Vorstellungen zu beschwichtigen. Aber wie sehr hatte sie sich in ihrer Erwartung getäuscht, denn weit entfernt, ihren Vorstellungen Gehör zu geben, lachte er ihr in das Gesicht, warf sich der Länge nach, die Füße mit heraufziehend, auf ein Sofa, während sie blaß vor Schreck und zitternd vor Zorn vor ihm stand, und als jetzt sein Burfche mit zwei Kisten voll Heu und drei Kameraden hereintrat, wiederholte er in ihrer Gegenwart den Befehl, das Silberzeug einzupacken, indem er aufsprang, den noch unangeschnittenen Braten von einer silbernen Schüssel warf, und diese selbst seinem Diener überreichte, um sie zu allerunterst einzupacken.

Die Dame glaubte zu träumen, und wollte eben, durch Scham und Unwillen vernichtet, das Zimmer verlassen, als die Thüre heftig aufgerissen wurde, und ihre Tochter hereinlürzte, der ihr Sohn auf dem Fuße folgte. Die Tochter warf sich der Mutter weinend in die Arme, denn sie hatte gehört, der Lieutenant mißhandelte sie, der Sohn aber trat dem tobenden Gaste entgegen, und forderte mit gebieterischem Tone Genugthuung.

„Die soll Ihnen werden, mein Herr, und zwar auf der Stelle,“ sagte der Lieutenant von R***, indem er ihm stolz entgegentrat und dunkle Zornesröthe über sein Gesicht flammte; „die soll Ihnen werden, nur bitte ich, dazu noch mehre Ihrer Hausgenossen zu versammeln, denn eine Genugthuung der Art kann nicht zu viele Zeugen haben.“

Ganz verwundert über diese Antwort, deren Sinn er nicht zu fassen vermochte, blickte der Franzose ihn an, dann aber winkte er, wie unwillkürlich gehorchend, dem Kammerdiener, und bald war der ganze Speisesaal mit den Hausgenossen gefüllt, unter denen nur der Herr des Hauses fehlte, da er unfällig ausgegangen war.

Unentschlossen, was sie thun sollte, wollte die Dame vom Hause in Begleitung ihrer Tochter das Zimmer verlassen, aber der Lieutenant von R*** trat mit dem feinsten Anstande, und nicht die geringste Spur eines Rausches mehr verrathend, an sie heran, bot ihr die Hand, und führte sie und ihre Tochter zum Divan, indem er sagte: „Ihre Gegenwart, gnädige Frau, ist bei der Genugthuung, die Ihr Herr Sohn verlangt, unerläßlich; denn ich wünsche nichts aufrichtiger als mein Benehmen in ihren Augen gerechtfertigt zu sehen.“

Die Dame glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, und auf die verheißene Erklärung auf's Höchste gespannt, nahm sie schweigend auf dem Divan Platz, während der Lieutenant von R*** einen Stuhl nahm, und der Sohn des Hauses, auf seine Einladung mit der Hand, diesem Beispiele folgte. Die Dienerschaft stand neugierig lauschend umher.

„Die Erklärung meines Benehmens,“ begann der Lieutenant von R***, „und zugleich die Genugthuung, welche Ihr Herr Sohn verlangt, werden nicht zu geben seyn. — Heut sind es sieben Jahre, als meine Aeltern in jenem unglücklichen Kriege die erste französische Einquartierung erhielten. Voll Angst und Schrecken über die ungewohnten Gäste thaten sie Alles, um den jungen Lieutenant, der mit einem Commando seiner Leute bei ihnen lag, zufrieden zu stellen; aber was sie auch thaten — es war vergebens; sein tägliches Benehmen war so, daß mein heutiges Ihnen davon nur eine schwache Probe geben kann; — wohl darf ich sagen, eine schwache Probe, denn während ich Ihrem Tafeldecker einige flache Hiebe ohne sonderlichen Nachdruck gab, hieb er scharf zu, und daß er es gut gemeint hatte, davon können sie sich noch jetzt überzeugen. — Komm her, Anton, gebot er seinem Burfchen, welcher während dieser Rede mit der größten Gelassenheit das Silberzeug eingepackt hatte. Der Füsilier trat mit militärischer Haltung heran, und indem der Lieutenant auf dessen bereits erwähnte, gewaltige Narbe deutete, sagte er: Den Hieb erhielt der arme Mensch damals gerade aus demselben Grunde, auf welchem ich heute ihren Tafeldecker fuchtelte, nämlich, weil der wirklich gute Wein mir nicht schmecken sollte. — Wie mein armer Anton, so wurde auch meine greise Mutter von dem rohen Menschen thätlich mißhandelt. Die Wahrheit meiner Worte aber wird Ihr Hr. Sohn bestätigen, denn er war jener junge Lieutenant, und somit glaube ich jetzt die verlangte Genugthuung auf genügende Weise gegeben zu haben.“

Sich wüthend auf die Lippen beißend, verließ der Sohn des Hauses stürmenden Schrittes das Gemach, während seine Mutter und Schwester, in ihrer Seele tief beschämt, durch die große, aber wohlverdiente Demüthigung, die ihm zu Theil geworden war, erröthend vor sich niedersahen.

„Und nun noch ein Wort der Erklärung zu Ihnen, meine gnädige Frau,“ fuhr der Lieutenant v. R*** nach einer Pause fort. „Daß ich das Silberzeug einpacken lasse, werden Sie ganz in der Ordnung finden, denn es trägt, wie Sie sich hier durch meinen Siegelring überzeugen mögen, mein Familienwappen, und da Ihr Herr Sohn es auf ähnliche Weise aus unserem Hause mit fortnahm,

hatte ich mich mehr als hinlänglich befugt, sein Beispiel ohne weitere Rechtfertigung nachzuahmen. — Zugleich zeigte ich Ihnen an, daß ich mir eine andere Wohnung geben ließ, denn nach dem, was heute vorgefallen ist, was ich mir aber schuldig zu seyn glaubte, würde unser Verhältnis in Zukunft nur noch ein sehr unangenehmes und gedrücktes seyn.“

Mit diesen Worten empfahl sich der Lieutenant von R * * *, im Innern erfreut über die gerechte Revanche, die er genommen.

Feuilleton.

(Der Talisman.) Vicomte d'Arlinecourt erzählt in seinem „Polarstern“: Als die jetzige Kaiserin von Rußland noch Prinzessin von Preußen war, hatte sie eine Schweizerin, Madame Wildermet, zur Gouvernante. Diese reiste, um eine ihr zugefallene Erbschaft zu erheben, in die Schweiz; nach ihrer Zurückkunft zeigte sie ihrer jungen Gebieterin einige Prätiösen, die ihr in der Theilung zugefallen waren. „Das ist ein recht alter Ring, sagte die Prinzessin Charlotte, indem sie einen kleinen gothisch geformten Ring an den Finger steckte, er hat etwas Besonderes, er sieht aus, wie ein alter Talisman.“ Sie will den Ring zurückgeben, er geht nicht vom Finger. „Ich hätte fast Lust ihn zu behalten!“ sagte die Prinzessin, und sie behielt ihn. Längere Zeit hernach gelang es der Prinzessin, den Ring vom Finger zu nehmen, sie betrachtete ihn genauer, halbverwischt Buchstaben waren in der innern Rundung gravirt; mit vieler Mühe entzifferte sie die Worte: „Kaiserin von Rußland.“ Uebermals verfließen viele Tage; eine Verbindung zwischen ihr und dem Großfürsten Nicolaus wird projectirt. Dieser Bruder des Kaisers Alexander, der damals noch nicht Thronerbe war, macht eine Reise nach Berlin, um die Prinzessin kennen zu lernen, und was bis dahin nur eine Idee war, wird nach ihrem Anblick zum festen Entschluß. Bei Tafel neben ihr sitzend, sprach er von seiner baldigen Abreise. „Und doch stände es nur bei Ihnen, Prinzessin, daß ich hier bliebe,“ sagte der erlauchte Reisende. „Bei mir? und was muß ich dazu thun?“ fragte lächelnd Prinzessin Charlotte. „Meine Huldigung nicht verschmähen!“ „Weiter nichts?“ „Und mir Muth geben, Ihnen zu gefallen.“ „Das ist schon schwerer. Der Augenblick ist auch übel gewählt; bei Tische und öffentlich über so etwas zu sprechen.“ „Wir brauchen gar nicht zu sprechen!“ „Ah?“ „Geben sie mir nur ein Zeichen, ein Pfand. Diesen kleinen Ring, der mich glücklich machen würde. Wollen Sie mir ihn geben?“ „Wie, hier vor aller Welt?“ „Niemand wird es bemerken. Drücken Sie den Ring in ein Stückchen Brod und lassen Sie dieß dann auf dem Tische, ich werde dann den Talisman unbemerkt nehmen.“ „Es ist aber auch in der That ein Talisman.“ „Ich ahnte es.“ So entstand diese Verbindung, die im Himmel bestimmt worden war, und welche die Inschrift des Ringes prophezeit hatte. Der Großfürst erhielt den Ring, die Ehe ward eine der glücklichsten, und acht Jahre darauf Nicolaus Kaiser von Rußland.

Der geheimnißvolle Ring hat den Kaiser nicht mehr verlassen, nur da er zu klein ist, um ihn am Finger zu tragen, trägt er ihn an einer Kette auf der Brust.

(Vicomte d'Arlinecourt) veranstaltet so eben die dritte Auflage seines Polarsternes und rüstet sich zu einer neuen Reise nach England, Portugal und Spanien. Es ist vielleicht wenig bekannt, wie d'Arlinecourt zu seinem schriftstellerischen Renommee und zu Verlegern kam. Als der edle Vicomte noch reich war (ein neulich bei den Pariser Gerichten verhandelter Proceß zeigte, daß er seit dem Wachsen seiner literarischen Berühmtheit 1,300,000 Fres. von seinem Vermögen verloren hat; ganz in der Ordnung: Dichter müssen arm seyn), als er also noch reich war, schrieb er seinen ersten Roman und gab ihn einem Verleger gratis; der Verleger machte bei allen dem ein schlechtes Geschäft; Niemand kaufte das Buch, Papier und Druckkosten gingen nicht ein, der Verleger sah die stoßweise aufgeschichteten Exemplare in seiner Boutique mit stillem Ingrimm an, und brummte zehn Mal des Tags: „Mich soll man nicht wieder so kriegen!“ Aber der Vicomte nahm sich die Sache noch mehr zu Herzen, als sein Verleger; es gibt nichts Schlimmeres als gekränkte Scheinsteller-Eitelkeit; er aß nicht mehr, er magerete ab, er wurde melancholisch, er strich einsam in den wildesten Partien der Champs Elysées herum, seinen verkannten Roman in der Tasche, den er von Zeit zu Zeit herauszog, ein Capitel den Bäumen vorlas, den Styl bewunderte und das undankbare Publikum versuchte, das seine Verdienste nicht anerkennen, das Buch nicht kaufen wollte. Die Frau des Vicomte, um ihren sichtlich dahinschwindenden Gatten ängstlich besorgt, entdeckte endlich die Ursache seines Gramms. Nun änderte sich die Scene plötzlich; Bediente, Commissionäre, Laufburschen stürzten täglich von Morgens bis Abends in den Buchladen, wo der Roman nach Erlösung schmachtete, und forderten drei, zehn, zwanzig Exemplare von dem neuen Roman des Herrn Vicomte d'Arlinecourt. Bestellungen kamen von Wien, von Petersburg, von Neapel und London. Der Verleger ranzte vor Freuden den ganzen Tag Cancan in seiner Boutique. — Alle diese Exemplare ließ aber die Vicomtesse kaufen, bar bezahlen und sorgfältig in einem eigens gemietheten Zimmer des Faubourg St. Honorée aufschichten. Bald war die Auflage erschöpft, und zu seinem nicht geringen Erstaunen sah der Vicomte eines Morgens seinen Verleger mit unzähligen Bücklingen erscheinen und um die Erlaubniß zu einer zweiten Auflage bitten. Stolz durch solchen Erfolg, schrieb er nun Bedingungen vor, die der wonnetrunkene Buchhändler gern einging; der Reiz einer zweiten Auflage verschaffte dem Buche Leser, seine Frau und einige gewonnene Journale thaten das Ihrige, und so fing d'Arlinecourt an, ein beliebter Romancier zu werden. Seine Büchermasse im Faubourg St. Honorée aber lag mehrere Jahre ruhig, bis sie später mit ungedrucktem Titel als fünfte Auflage wieder in Umlauf kam. Sic itur ad astra.